

Landwirtschaft in der Zerreißprobe

Lioba Degenfelder

Landwirtschaft ist systemrelevant. Denn sie versorgt die Bevölkerung zuverlässig mit günstigen Lebensmitteln. Doch es gibt noch einen weiteren, genauso wichtigen Grund, warum Landwirtschaft systemrelevant ist: Sie ist mit Abstand größter Flächennutzer. Und als solcher ist sie verantwortlich für das Bewahren natürlicher Ökosysteme, für den Erhalt von Biodiversität, von lebendigen, gesunden Böden, von Grundwasser ohne Pestizidrückständen und Nitrat – und für Kulturlandschaften, die uns zur Heimat werden und uns ans Herz wachsen.

Billige Lebensmittelpreise werden als legitimes Mittel von Sozialpolitik verstanden. Den wahren Preis, den Milch, Getreide und Fleisch kosten, zahlen wir als Gesamtheit aber auch. Nur eben nicht an der Ladentheke, sondern in Form von Steuern, die notwendig werden, um die Landwirtschaft zu subventionieren und Schäden zu beheben, die durch landwirtschaftliche Billigproduktion entstanden sind und entstehen. Ein Teufelskreis.

Wer diesen Befund nachvollziehen will, braucht nur in den Abschlussbericht der „Zukunftscommission Landwirtschaft“ zu blicken. Das Gremium aus zahlreichen Wirtschafts- und Wissenschaftsorganisationen, aus Umweltverbänden und eben auch der Bauernverbände hat sich zwei Jahre lang mit der deutschen Landwirtschaft beschäftigt und im Jahr 2021 auf eine insofern bemerkenswerte Erklärung geeinigt, als die Landwirte sie mitgetragen haben. Laut diesem Papier verursacht die deutsche Landwirtschaft jedes Jahr Umweltkosten allein durch Luftschadstoffe, Wasserbelastungen sowie Boden degradation in Höhe von mindestens 40 Milliarden Euro. Rechnet man die Verluste an Biodiversität und Ökosystemleistungen dazu, betragen die Kosten 90 Milliarden Euro pro Jahr. Gleichzeitig verwendete die Europäische Union im Jahr 2021 ein Drittel ihres Gesamthaushalts, also 55,71 Milliarden Euro, für die Unterstützung der europäischen Landwirtschaft.

Dass die hochproduktive, intensive Landwirtschaft an die Grenzen des Wachstums stößt, wird immer sichtbarer. Die Symptome dieses „Immer schneller, immer mehr, immer billiger, immer effizienter“ werden offensichtlich: etwa am drohenden Vertragsverletzungsverfahren der EU wegen zu hoher Nitratwerte im Grundwasser, an den hohen Artenverlusten vor allem in Agrarlandschaften, an Kulturlandschaften, die das menschliche Auge durch ihre Eintönigkeit beleidigen und weder Feldlerche noch Kiebitz Lebensraum bieten. Jahrzehntelang wurde in Ausbildung, Beratung und am Stammtisch der Erfolg des einzelnen Landwirts ausschließlich an den Doppelzentrern der Erträge, an der Größe des Stallneubaus und der PS-Zahl des Schleppers bemessen.

Die Agrochemie-Konzerne, Saatgut- und Maschinenproduzenten sind die eigentlichen Profiteure der letzten Jahrzehnte. Sie verhalten sich auffällig still, doch sobald staatliche Subventionen steigen, erhöhen sich die Preise für ihre Produkte. Pacht preise machen diese Entwicklung ebenso zuverlässig mit. Die bayerische EU-Agrarpolitikerin Maria Noichl brachte es auf den Punkt: „EU-Agrarpolitik funktioniert wie ein Sieb. Wir können oben unendlich viel Geld reinschütten. Bei den Bauern bleibt zu wenig übrig.“

Unter Bäuerinnen und Bauern spielt sich zudem seit langem eine versteckte soziale Krise ab. Sie spüren die veränderten gesellschaftlichen Erwartungen an mehr Tierwohl und Naturschutz auf der einen Seite und den Druck, möglichst viel und günstig zu produzieren, auf der anderen. Dieses Zerren an zwei gegensätzlichen Polen ist für viele eine Zerreißprobe. Auch Verschuldung, hohe Pacht preise und stark veränderte Aufgaben bringen einige Bauern an ihre Belastungsgrenze. Depressionen und Burnout kommen bei ihnen fast fünfmal häufiger vor als in anderen Berufsgruppen. Gleichzeitig sehen wir – wie jüngst auf den Bauerndemos PS-stark zum Ausdruck gebracht – eine unglaublich

Zur Zukunftssicherung der Landwirtschaft müssen zu gegebener Zeit auch Umbrüche vorgenommen werden.



liche Wut der Bauern. Doch woher kommt diese Wut? „Nahrungsmittel herzustellen ist anstrengend und unternehmerisch riskant. Es wird Teil der eigenen Identität. Deshalb ist Kritik an der Landwirtschaft für Bauern und Bäuerinnen so schmerhaft“, sagt Martin Häusling, EU-Politiker und Bio-Landwirt. Damit erklärt er die Ursache der Kränkung aber nur zu einem Teil. Denn es ist auch der Verlust an gesellschaftlicher Relevanz und Einfluss. Es ist die kollektive Erfahrung, an Subventionen zu hängen, die wie die Karotte vor der Nase mal in die eine, mal in die andere Richtung gehängt werden, den Preisvorgaben des Lebensmittelhandels ausgeliefert zu sein und sich von Städtern im Bienenkostüm durch ein Volksbegehr den Zeitpunkt des Wiesenwalzens und Gewässerrandstreifen diktieren zu lassen.

All diese Umstände bereiten den Nährboden für die Saat von Populisten, die mit Affektpolitik à la „Die da oben wissen ja nicht einmal, wie man eine Schaufel hält“ auftreten. Rechtspopulisten und Verschwörer sind ebenfalls schnell zur Stelle mit ihrem feinen Instinkt für die Sollbruchstellen öffentlicher Debatten, dort wo sachliche Diskussionen in rein emotionale umkippen.

In der ständischen Ordnung des Mittelalters bildeten neben dem Klerus und dem Adel die Bauern den dritten Stand. Ihre Fallhöhe war seither beachtlich. Doch handelt es sich womöglich nur um einen über die Jahrhunderte konservierten Phantomschmerz? Gerade seit der Nachkriegszeit erlebt die Landwirtschaft einen

rapiden Wandel. In den 1960ern und 1970ern war „wachsen oder weichen“ die offene politische Forderung, die sich als ziemlich erfolgreich erwies. Der Fortschritt wollte es so. Der Bauernverband wollte es so. Die von der CSU gebildete Staatsregierung wollte es so. Der Wirtschaftsboom brauchte die Arbeitskräfte, die in den kleinbäuerlichen Strukturen gebunden waren, für ihre Auto- und Kühlschranksfabriken. Wer keine Nische für sich findet, muss stetig mehr und billiger produzieren. Wer also seinen Hof nicht ständig vergrößerte und spezialisierte, musste bald aufhören.

„Strukturwandel“ war nur das harmlosere Wort für das Verschwinden von Höfen und Menschen, die sich als Bäuerinnen und Bauern verstehen. Wie oft wurde die Betriebsaufgabe wohl als persönliches Scheitern und Versagen erlebt? Im Jahr 1950 gab es in Deutschland rund 4,7 Millionen Bauernhöfe. Heute sind es nur noch 263.000 Betriebe. Gestiegen ist dagegen die Fläche pro Hof. Bearbeitete ein Hof damals durchschnittlich nur drei Hektar, schafft er heute im Durchschnitt zwanzigmal so viel. Betriebe mit mehreren hundert Hektar sind keine Seltenheit in Deutschland.

Hans Kratzer, Journalist und erster Dieter-Wieland-Preisträger des Bayerischen Landesvereins für Heimatpflege, hat es so formuliert: „Ich bin glücklicherweise in einer Zeit ohne Krieg aufgewachsen. Und trotzdem war mein Leben geprägt von Verlusten.“ Damit meint er den Verlust an bedeutenden Merkmalen unserer ländlichen Kultur, die als Kollateralschaden eben diesem „Strukturwandel“ zum Opfer fallen. Die Aufgabe

von Höfen verändert ganze Dörfer und ihr gewachsenes soziales Gefüge. Dieses leise Verschwinden ist ein bedeutender Teil bayerischer Geschichte, der weder gesehen noch verstanden und ausreichend betrauert wurde.

Derzeit befinden wir uns in einem weiteren entscheidenden Wandel: in der Transformation zu mehr Nachhaltigkeit, zu Klimaneutralität und zu einer Zunahme von Biodiversität. Wir müssen uns bewusst werden, dass diese Herausforderung vor allem eine tiefgreifende kulturell-zivilisatorische Veränderung bedeutet. Die Menschheit hat schon einige Umbrüche dieses Ausmaßes hinter sich, der letzte vergleichbare Prozess war die Aufklärung. Allerdings gingen sie ohne den enormen Zeitdruck vonstatten, den uns die Dringlichkeit zur Lösung der ökologischen Krisen aufbürdet. Das fordert uns, zuweilen überfordert es uns.

Die gute Nachricht ist: Wir haben längst kein Wissensproblem mehr. Die Fakten liegen auf dem Tisch. Die Lösungen im Übrigen auch. Wer einen Blick in den Abschlussbericht der „Zukunftscommission Landwirtschaft“ wirft, den rund 40 Verbände erarbeitet und unterzeichnet haben, findet gute Vorschläge. Die eigentliche Mammutaufgabe, die vor uns liegt, ist der Wandel unserer Werte und Normen. Die soziale und kulturelle Dimension von Veränderungsprozessen wurden seit jeher systemisch übersehen. Die Politik fühlt sich dafür zu wenig verantwortlich. Was fehlt, ist eine ernstgemeinte Moderation zwischen Landwirtschaft, Naturschutz und Konsumenten.

Auf den Bauern-Stammtisch heruntergebrochen, müsste der Landwirt mit den lebendigsten, buntesten Weiden, den offenen Stalltüren, der geringsten Rechnung beim Landhändler und mit einem sinnerfüllten und zufriedenen Berufsleben die höchste Anerkennung und die Neugier der Kollegen wecken. Gleichzeitig wird die Kluft zwischen Stadt und Land größer und größer. Beide Seiten haben jeglichen kommunikativen Zugang zueinander verloren.

Die Aversion der ländlichen Bevölkerung gegen „Öko-Ideologie“ ist auch eine Folge von Klassismus, eine Form der Abwertung aufgrund von vermutetem oder tatsächlichem sozialen Status. Das heißt: Work-Life-ausbalancierten Bioladenkunden mit in Wolle-Seide verpackten Kleinkindern im Tragetuch und Orchideenspezialisten in Naturschutzbehörden fehlt tatsächlich zu oft das Gespür für Milieus, die nicht die ih-

ren sind. Diese Form von Ignoranz stiftet Verdruss und Trotz – als Reaktion auf das Naserümpfen der anderen. Auf dem Neujahrstreffen konservativer Politiker gibt's dann grad extra Leberkäsemenneln, aus echtem Fleisch, wie dann betont wird.

Neue Studien zeigen, dass Landwirte durchaus offen sind für Nachhaltigkeitsthemen. Sie fühlen sich aber als Verlierer der Transformation, als die, die den höchsten Preis zahlen – an den Pranger gestellt und gegängelt von Auflagen und Bürokratie. Die Landwirte, die im Januar so lautstark protestiert haben, können sich nicht vorstellen, dass die Zukunft besser sein könnte als der Status quo. Das ist ein Problem, denn wenn einem vor der Zukunft graut, dann will man da nicht hin – und man wird sich krampfhaft an der Vergangenheit festhalten.

Es braucht jetzt gesellschaftliche Dialogräume und Gelegenheiten, in denen sich der wichtigste Schmierstoff zwischen Menschen in unserer Gesellschaft herstellen lässt: Vertrauen. Diese Dialogräume müssten sich unterscheiden von den alten Schau-Arenen zwischen Naturschutz und Landwirtschaft, den „Jetzt red i“-Bühnen, die zwar die eigene Anhängerschaft enger zusammenrücken lässt, aber üblicherweise beim Fanclub der Gegenseite im besten Fall irgendwas zwischen süffisantem Lächeln und Kopfschütteln hervorrufen.

Echte Dialogräume sind anders gestrickt, entwickelt im Wissen, dass menschliches Vertrauen ein zartes und komplexes Pflänzchen ist. Vertrauen besteht aus drei Teilen und funktioniert nur in der Gesamtheit: Vertrauen in die Kompetenz des Gegenübers, Vertrauen darin, dass er oder sie es gut mit mir meint, und Vertrauen, dass mein Gegenüber mich nicht täuschen will. Verspieltes Vertrauen wiederherzustellen dauert lang, erfordert die Bereitschaft zur Selbstreflexion und zwingt, den Blick vom eigenen Nabel in die Augen des Gegenübers zu richten. Dann können wir uns auf Augenhöhe begegnen.

Doch wie kann das gelingen? Humor hilft. Professionelle Unterstützung durch Kommunikationsexperten hilft. Kunst und Kultur als Übersetzer helfen. Fachwissen, wie menschliches Denken und Fühlen eigentlich funktioniert, hilft. Das Entwickeln positiver Zukunftsbilder hilft. Landwirtschaft sichtbar weiblicher aufstellen hilft. Und zu begreifen, dass Verlust für jeden von uns etwas anderes bedeutet, das hilft auch.